universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Unterm roten Adler

Greinz, Rudolf

Leipzig, 1913

Der Geistertanz

urn:nbn:at:at-ubi:2-9681

Der Geistertanz.

In einem der zur Sommerzeit vielbesuchten Täler Tirols liegt knapp am Taleingang ein kleines Bergdörfel. Ziemlich hoch liegt es, mit einem weiten Fernblick nicht nur in das eigne Tal, sondern auch in das benachbarte breite Haupttal.

Der starke Strom der Touristen stört die heilige Ruhe und den stillen Bergfrieden des Dörfels fast gar nicht. Verirrt sich tatsächlich einmal ein Fremder in die kleine Ortschaft, so wird er angestaunt wie ein Wundertier.

Das Dörfel liegt malerisch steil an der mit saftigen grünen Wiesen, üppiggelben Kornfeldern und dunklen Fichtenwäldern bewachsenen Berglehne. Eine große prächtige Kirche mit rundem kuppelförmigem Turm macht einen für das kleine Dörfel fast zu prunkhaften Eindruck.

Es ist ein gar lustiges Völklein, das da droben haust. An jedem Abend hört man vom Wirtshaus jugendfrische Stimmen alte Tiroler Lieder singen. Das Jodeln dauert oft bis weit in die Nacht hinein. Es ist nicht immer harmonisch. Denn in vorgerückter Stunde ist die junge „Lebewelt" des Dörfels schon stark angeheitert.

An Sonn- und Feiertagen wird getanzt. Oft bis zum frühen Morgen. Da ist ein Getrampel und Gepolter, ein Juchzen und Jodeln, daß man an der tollen Lebenslust dieser jungen Menschen seine helle Freude haben muß.

Auch von den umliegenden Einzelhöfen, ja sogar vom Tal herauf fanden sich häufig die Buab'n und Diandeln zum Tanz ein. Denn so lustig und flott getanzt wie hier oben wurde nicht bald anderswo. Dieses heitere Treiben im Ort störte keinen Menschen. Man war es ja seit Menschengedenken so gewohnt. War stolz auf die lustige Jugend. Stolz auch darauf, die besten Sänger und Zitherspieler des Tales zu besitzen.

Nur einen störte das Treiben der jungen Leute. Das war der hochwürdige Herr Pfarrer. Dem war besonders die Tanzerei ein großer Dorn im Auge. War auch kein Wunder. Der Herr Pfarrer war kein Einheimischer. Kam aus einer ganz andern Gegend des Landes. Von dorther, wo die südliche Sonne die Leute schwerfälliger macht, dickblütiger und vielleicht auch etwas kopfhängerisch.

Seit zwei Jahren war der Herr Pfarrer nun schon im Dörfel. Und seit dieser Zeit hatte er alles getan, um dem sündhaften Treiben der Dorfjugend ein Ende zu machen. Er ermahnte, drohte und wetterte von der Kanzel. Alles umsonst. Die Buab'n und Diandeln sangen, jodelten und tanzten wie bisher. So konnte das nicht weitergehen. Das mußte mit Gewalt eingestellt werden.

Eines Tags hatte der Herr Pfarrer eine ernste Unterredung mit dem Wirt, der auch zugleich Ortsvorsteher war. Der Schichtlwirt besaß das einzige Gasthaus im Ort und war in seiner Jugend selber einer der ärgsten Sünder gewesen.

Jetzt freilich war das anders. Der Jüngste war er gerade auch nicht mehr und hatte doch ein wenig Angst vor dem Gottseibeiuns. Besonders wenn der ihm in so lebhaften Farben vor Augen geführt wurde, wie das von seiten des hochwürdigen Herrn Pfarrers geschah. Und dann — in offenen Zwist mit der Geistlichkeit wollte der Schichtlwirt doch auch nicht kommen. Dazu war er zu fromm.

Also gab er nach. Und der Herr Pfarrer triumphierte. Gleich am nächsten Sonntag gab es in der Kirche eine große Sensation. Nach der Predigt, die der Herr Pfarrer selbst hielt, erklärte er mit fester, lauter Stimme, daß von nun ab keine Tänze mehr beim Schichtlwirt abgehalten werden dürften. Die Sittenlosigkeit und das Ärgernis nähmen im Dorfe derart überhand, daß er, der Herr Pfarrer nämlich, so leid es ihm täte, zu dieser strengen Maßregel greifen müßte.

Das Aufsehen in der Kirche war ungeheuer. Kaum daß man das Ende des Hochamts abwartete. Gleich nach dem letzten Evangelium strömte jung und alt aus der Kirche.

Draußen im Friedhof, der die Kirche umrahmte, und auf dem winzigen steilen Dorfplatz standen sie gruppenweise zusammen und besprachen erregt den

strengen Erlaß des Pfarrers. Die Diandeln schielten mit blutroten Gesichtern verstohlen zu den Burschen hinüber und stoben dann, als der Herr Pfarrer von der Kirche herkam, wie eine Schar aufgeschreckter Vögel eilig auseinander.

Einige Zeit hindurch war heilige Ruhe im Dörfel. Etliche alte Weiblein und der Mesner Anderl fingen an zu reden, daß es jetzt erst ein schönes heiligmäßiges Leben sei. Aber so ganz vom Herzen kamen ihnen diese Reden wohl auch nicht. Denn sie waren es ja von Jugend auf nicht anders gewohnt, und das Singen und die Tanzerei hatten auch einst für sie zu den Schönheiten eines Feiertags gehört.

Wie ein Alp lastete es über dem einsamen Bergdörfel. An den Sonntagen abends war alles wie ausgestorben. Nur einige Burschen saßen mit dicken Köpfen in der spärlich erleuchteten Stube beim Wirt und versuchten derbe Witze mit der Kellnerin zu machen.

Der Schichtlwirt schlich mit hängendem Kopf im Haus umher. Lange konnte es nicht mehr so weitergehen. Seine prächtigen Einnahmen, die er hatte, erreichten jetzt kaum mehr ein Viertel des früheren Bestandes. Wenn da keine Besserung eintrat, mußte er ja bankrott werden.

So beschlossen denn die jungen Leute und an ihrer Spitze der Wirt, ein Bittgesuch beim Pfarrer einzureichen. Am Kirchweihsonntag sei es von jeher Brauch gewesen, daß man im Dorf getanzt habe. Der Herr Pfarrer möge doch ein Einsehen haben. Aber

da kamen sie bei dem hochwürdigen Herrn übel an. Ob denn dieser Sündenpfuhl kein Ende haben solle? Was sie denn eigentlich dächten von ihm? Sollte er zusehen, wie seine ihm von Gott anvertrauten Schäflein dem Teufel ausgeliefert würden?

Immer in größere Wut schrie sich der Herr Pfarrer hinein. Es hätte nimmer viel gefehlt, und er hätte die ganze Deputation, an der Spitze den Wirt und Ortsvorsteher, eigenhändig bei der Tür hinausgeschmissen.

Mit dem Pfarrer war nicht viel anzufangen. Das sahen sie ein. Daher verschworen sie sich. Durften sie nicht öffentlich tanzen, so tanzten sie eben heimlich. Aber getanzt mußte sein.

Der Grill Hiasl war derjenige, der zuerst auf den Einfall kam. „Weißt was, Schichtlwirt," sagte er, „bei uns droben, da sein a paar Stadel. Auf oan Stadel da is a woltern[1]) große Tennen. A bissel außerhalb vom Dorf liegt's aa. Da derfahrt's der Hochwürdige nit a so g'schwind. Z' Sonntag nachts schickst durch dein' Sepp a paar Banzelen Biar aufer und a Fassel Wein dazua. Nachher, Buab'n, paßt's auf! Nachher kann's wieder losgiahn!"

Von nun an wurde bei jeder Gelegenheit ganz im geheimen und stillen getanzt. Und war auch die Beleuchtung mehr als spärlich und die Bewirtung ganz ärmlich und einfach, so kamen der Wirt und das junge Volk doch auf ihre Rechnung. Nur mit dem

---

[1]) ziemlich.

Singen und Jodeln mußte man vorsichtig sein. Dafür wurde aber um so eifriger getanzt, daß den Diandeln die Röcke nur so um die Füße flogen.

Lang aber sollte die Herrlichkeit nicht dauern. Der Mesner Anderl war durch Zufall auf die heimlichen Zusammenkünfte geraten und berichtete sie pflichtschuldigst dem Herrn Pfarrer. Der Herr Pfarrer schickte noch in derselbigen Nacht den Anderl zum alten Grill-Bauern. Einen schönen Gruß vom Herrn Pfarrer, und der Bauer solle gleich die Diandeln aus seinem Stadel jagen. Die Buab'n könnten bleiben, wenn sie wollten.

Aber ohne Diandeln freut halt die Burschen das Tanzen nit. Das ist eine alte Geschichte.

Für diese Nacht waren sie nun allerdings um ihr Vergnügen gebracht. Und mit ihrem guten Versteck war es auch aus. Sie suchten sich jedoch was andres.

Der Kiebacher Stöffl, ein nicht mehr junger Bursch, aber hartnäckiger Sünder und hartgesottener Junggesell, besaß ein Güatl. Nicht weit vom Dorf. Dort hauste er ganz allein. Sein Häusl war nicht groß. Eine Stube und zwei Kammern zu ebener Erde. Die bot er den jungen Leuten an. War ihm selber am meisten am Tanzen gelegen; denn mit den Diandeln hielt es der Kiebacher Stöffl recht gern.

Der Pfarrer war mißtrauisch geworden und sandte den Mesner Anderl auf die Suche aus. Gern tat es der Anderl gerade nicht.

War ein ziemlich bequemer Herr, der Anderl, und lag zur Nacht viel lieber knietief im Federbett drin, als

sich um die jungen Lumpen zu kümmern. Waren doch alles Lumpen. Kein Schad' um die, wenn sie einmal gehörig in der Hölle braten mußten. Und um die Madeln tat es ihm erst recht nicht leid. Auf die hatte der Mesner Anderl schon lange einen heiligen Zorn.

Nur eins wurmte ihn fast täglich. Daß die Mutter Gottes auch einmal ein Madl gewesen war. Seine ganze fromme Demut mußte der Anderl zur Hilfe nehmen, um über diesen wunden Punkt hinwegzukommen.

Die Madeln hatten dem Mesner Anderl, als er noch ein junger und ganz netter Bursch gewesen war, übel mitgespielt. Seitdem haßte er alles, was Röcke trug, ehrlich und ingrimmig. Und war ein recht häßliches altes Manndl geworden. Etwas bequem und schwerfällig, woran wohl in erster Linie der unförmige Kropf schuld sein mochte, der auf der rechten Halsseite in unverschämter Größe prangte und durch kein Halstuch verdeckt werden konnte.

Wie gesagt, den Mesner Anderl freute der Auftrag des Herrn Pfarrers just nicht besonders. Aber wenn der Herr Pfarrer befahl, dann mußte halt der Mesner gehorchen. Der Anderl hatte auch bald die neue Tanzhöhle beim Kiebacher Stöffl entdeckt.

Auf das Donnerwetter, das es am nächsten Sonntag bei der Predigt absetzen sollte, freuten sich die Burschen beinahe. Denn sie waren jetzt schon so tief gesunken, daß sie sich aus dem Verbot des Pfarrers gar nichts mehr machten. Und die Diandeln hielten es wie die Burschen. Diandeln halten ja immer mit den Bur-

schen. Das ist schon einmal so eingerichtet in der Welt.

„Jatz heißt's schlau sein, Mannder!" sagte der Grill Hiasl nach dem Hochamt, das jener denkwürdigen Predigt folgte.

Sie waren auch schlau. So schlau, daß der Mesner Anderl trotz eifrigen Spionierens nichts Verdächtiges entdecken konnte, das er dem Herrn Pfarrer hätte berichten können.

So war es nach Neujahr geworden. Die Faschingszeit ging bereits dem Ende zu, und noch immer wußte der Mesner Anderl nichts von einem neuen Versteck zu melden, wo die jungen Leute ihre heimlichen Tanzunterhaltungen abhielten.

Der Pfarrer aber traute dem Frieden nicht. Er war ein heller Kopf und hatte scharfe Augen. Mit diesen scharfen Augen sah er, daß viele der Diandeln am Sonntagmorgen mit blassen, übernächtigen Gesichtern zur Kirche kamen. Dann war es weiter auffällig, daß diese nämlichen Diandeln höchst selten zur Beichte gingen. Und wenn sie einmal gingen, so schlichen sie scheu an seinem eigenen Beichtstuhl vorüber und verschwanden blitzschnell in dem Stuhl des Herrn Kooperators. Also stimmte etwas nicht, sagte sich der hochwürdige Herr Pfarrer. Es wurde offenbar nach wie vor getanzt.

Aber er wollte mit Hilfe des Mesners schon dahinterkommen.

Etwa eine Stunde oberhalb des Dörfels, schon hart an der Waldesgrenze, stand ein halbzerfallener

Stadel. Dort war vor Jahren einmal eine Mur[1]) niedergegangen und hatte die Hälfte des Stadels fortgerissen.

Niemand nahm sich die Mühe, den Stadel wieder aufzubauen. Wäre auch ungeschickt gewesen. Denn es lagerte eine solche Unmasse von Steinen und Felsblöcken um den Stadel herum, daß es viel Mühe und großes Geld gekostet hätte, ihn von dem Geröll zu befreien. So ließ man alles, wie es war. Der Besitzer, der reiche Mitterer-Bauer, errichtete sich unweit davon, aber im gesicherten Abstand, einen neuen großen Heustadel.

Auf diesen alten, halbzerfallenen Stadel hatten nun die Burschen ihr Augenmerk gerichtet. Ganz heimlich kamen sie jeden freien Abend hin, arbeiteten in der Nacht, so gut es bei dem Schein alter Stallaternen ging, und zimmerten sich einen regelrechten Tanzsaal.

Es ist erstaunlich, was junge Menschen leisten können, wenn Liebe und Vergnügungssucht sie antreibt. Äußerlich behielt der Stadel sein zerfallenes Aussehen. Auch der Zugang über die Steine und großen und kleinen Felsblöcke blieb der gleiche. Innen aber sah es recht behaglich aus.

Da war ein neuer Fußboden gelegt worden. An den vom Alter dunkel gebräunten Holzwänden führten rohgezimmerte Bänke entlang. Am äußersten Ende des Stadels war ein Ausschank hergerichtet. Da

---

[1]) Erdlawine.

lagerten große und kleine Fässer Bier, Wein und Schnaps.

Auf einem mächtigen Tisch, hinter dem der Schichtlwirt in höchsteigener Person schaltete und waltete, standen eine Reihe Gläser. Sogar Weißbrot und Speck und Salami gab es und etwas Kuchenwerk für die Diandeln.

Von der niedern Decke des „Tanzsaales" hingen einige Stallaternen herunter, die sinnreich durch Kränze aus Tannenzweigen miteinander verbunden waren. Auch der Ausschank war reich mit Tannen verziert worden und ebenso die Wände, an denen entlang die Holzbänke liefen.

Groß war dieser Tanzsaal allerdings nicht. Aber den Buab'n und Diandeln kam er ungemein behaglich vor. Es duftete so frisch, wie mitten im Wald, und das Licht leuchtete nur notdürftig, doch gerade genug, um die erhitzten Gesichter der hübschen jungen Madeln noch anziehender zu machen.

Jetzt konnten sie wieder einmal nach Herzenslust tanzen. Und sie tanzten auch, ungestört und mit der ganzen frohen Ausgelassenheit ihrer Jugend. Völlig sorglos konnten sie tanzen. Hier oben würde sie der Mesner Anderl nicht mehr so leicht aufstöbern. Und wenn auch! Für diesen Fall waren sie gerüstet. So leicht vertreiben ließen die sich jetzt nicht mehr.

Heute war es wieder ganz besonders lustig da droben. Bei geschlagener Nacht hatte man sich eingefunden. Einzeln, nach und nach. Heimlich, um ja kein Aufsehen zu erregen. Denn nur die Eingeweihten im Dorf wußten von dem Versteck.

Als es unten von dem hohen, stattlichen Kirchturm neun Uhr schlug, waren sie alle beim Tanz versammelt.

Der Schichtlwirt glänzte über sein ganzes Gesicht, so daß es geradezu fettig aussah. Er hatte einen warmgestrickten Jangger an. Wegen allzu großer Wärme konnte man sich hier oben nicht beklagen.

Die jungen Leute freilich, die spürten nichts von Kälte. Denen wurde eher zu warm. Der Wirt aber mußte stundenlang hinter dem Schanktisch stehen.

Die vier oder fünf bekränzten Stallaternen sandten ihr trübes Licht durch den dämmerigen Raum. In einer Ecke des Saales auf einer Bank saß ein junger Bursch und spielte die Ziehharmonika. Der Hauser Toni hieß er, einer der schneidigsten Burschen im Dorf und ein Musikant, wie man ihn nicht so leicht finden konnte.

So gut und flott wie der konnte keiner der andern zum Tanz aufspielen. Darum mußte er auch stets den Reigen eröffnen, um das richtige Feuer hineinzubringen. Erst später wurde er von dem einen und andern der übrigen Burschen abgelöst. Dann erst kam er selbst auf seine Rechnung. Denn der Hauser Toni war nicht nur der beste Musiker, sondern auch der schneidigste Tänzer.

Mit sehnsüchtigen Blicken schielten die Diandeln verstohlen zu dem saubern Burschen hinüber. Mit wem würde er wohl heute tanzen? Und welche würde er am meisten auszeichnen?

Ganz ruhig, als ginge ihn das bunte Treiben um

ihn herum gar nichts an, saß der Hauser Toni da und spielte. In gebückter, vornübergebeugter Haltung, mit gesenktem Blick. Immer feuriger wurde sein Spiel, immer rascher das Tempo. Im flotten Wirbel drehten sich die Paare. Immer schneller.

Die Burschen mit rotglühenden dicken Köpfen preßten die Diandeln immer fester an sich. Ab und zu hob einer in wilder Freude jauchzend sein kreischendes Madl in die Luft und tanzte, in jugendfroher Kraft sie frei in den Armen haltend, mit ihr im Kreise.

Drunten in der Ecke, im Dämmer, stand der Schichtlwirt und grinste. Grinste übers ganze Gesicht, daß es noch fettiger und rundlicher aussah. Und der Hauser Toni spielte. Mit ernstem Eifer. Ohne aufzusehen.

Nur sein Atem ging rascher, und die Züge in dem sonnverbrannten, scharfgeschnittenen Gesicht erschienen straffer, gespannter. Wie von verhaltener Kraft.

Immer tiefer senkte sich der dunkle Kopf. Ab und zu flog ein scharfer Blick über die Tanzenden. Scharf und zuckend wie ein Blitz. Dann spielte er weiter, immer schneidiger, und seine Sehnen spannten sich wie zum Kampf.

Der Kiebacher Stöffl tanzte mit der Innerhofer Moid. Ein großes, rassiges Mädel mit derben, eckigen Formen. Fest hielt der Stöffl das schöne Mädel im Arm. Mit verliebten Blicken sah er ihr ganz nahe in die Augen. Aber die Moid schaute weg. Mit verlangenden Augen sah sie auf den Hauser Toni, der

sie gar nicht zu beachten schien. Und der Stöffl tanzte alleweil flotter, wirbelte das Madl bald rechts, bald links, neckisch, leidenschaftlich.

Da warf der Hauser Toni die Ziehharmonika zur Seite, plötzlich, urplötzlich, und stand mitten unter den Tanzenden, die jäh, fast erschrocken vor ihm davonstoben. Wie ein Kämpfer streckte der Toni die Arme von sich. In junger, unausgegorener Kraft.

„I mag nimmer spielen!" sagte er dann. Sein Ton klang herrisch, gebietend. Mit einem Ruck war er bei der Innerhofer Moid. Ohne lang zu fragen, nahm er dem Kiebacher Stöffl das Madl weg. „Du tanzst mit mir!" sagte er schier grob.

Mit festem Griff umschlang er die Dirn. Kräftig und mannhaft. Fast schmächtig nahm sich das Mädel gegenüber dieser Kraft aus, und willig gehorchte sie.

Immer wilder wurde der Tanz, immer leidenschaftlicher. Und drunten in der Ecke, hinter dem Schanktisch, ganz im Dämmer, stand der Schichtlwirt und grinste. — —

Der Mesner Anderl im Dorf unten wanderte ruhelos umher. Eiskalt war's, und der Schnee knirschte unter seinen trippelnden Schritten. Den Anderl fror erbärmlich trotz des warmen Janggers und des großen wollenen Halstuchs. Aber pflichtgetreu ging er herum und horchte. Horchte gespannt und aufmerksam.

In jede größere Hütte horchte er hinein und in jeden Stadel. Nichts Verdächtiges regte sich. Gar nichts. Keine Spur. Und doch mußte das verdammte Lumpen-

gesindel irgendwo tanzen. Ganz sicher. Der Herr Pfarrer hatte es gesagt, und es stimmte so.

Der Schichtlwirt war auch nicht daheim. Das hatte der Anderl schon ausgekundschaftet. Wenn der Schichtlwirt nicht daheim war, mußte er anderswo sein. Aber wo?

Völlig kleinverzagt war der Anderl schon. Der Herr Pfarrer war erst gestern recht unzufrieden mit ihm gewesen. Er sei ein fauler Kerl, hatte er gesagt. Liege viel lieber im Bett und schlafe, als daß er Seelen retten ginge. Und er war doch auf seinem Posten gewesen und hatte nicht geschlafen. Überall im Dorf war er schon gewesen und auch außerhalb in den nächstgelegenen Höfen. Doch umsonst.

Recht viel weiter hinaus aus dem Ort zu gehen, getraute er sich nicht. Der Mesner Anderl war kein Held. Weiß Gott, was ihm da bei geschlagener Nacht und mitten im Winter alles zustoßen konnte!

Heute jedoch, in seiner kleinverzagten Stimmung, ging er trotzdem ein bissel weiter als sonst. Heute war es auch hell. Der Mond schien leuchtend über die schneebedeckten Felder, so daß sie glitzerten und funkelten wie mit Diamantsplittern übersät.

Für die Schönheiten einer mondhellen Winternacht hatte der Anderl aber wenig Sinn. Er spähte und spähte in die Nacht hinein, ob er nichts Verdächtiges entdecken könnte. Nichts war zu bemerken. Gar nichts.

„Jatz werd' i decht[1]) umkehren. Hilft alles nix.

[1]) doch.

Dö Malefiz-Lumpenbagasch!" schimpfte der Mesner Anderl ingrimmig vor sich hin.

Er war ein beträchtliches Stück vom Dorf abgekommen. Weit unter ihm lagerten Kirche und Dorf, mit einem weichen weißen Schneetuch bedeckt. Schier gespenstig ragte der große Turm in die helle Mondnacht.

Die windschiefen Kreuze und Kreuzchen des Friedhofs verschwanden unter der dichten Schneehaube, die sie zu tragen hatten. Von einer Ecke des Friedhofs schimmerte ein Licht. Ruhig und gleichmäßig. Es war die Totenkapelle, in der jeden Samstag eine Öllampe brannte.

Der Mesner Anderl blieb ausrastend stehen, sah hinunter und bekreuzigte sich. Dann schaute er unwillkürlich in die entgegengesetzte Richtung. Hinauf zum Wald, wo vor Jahren einmal die Mur niedergegangen war und alles mitgerissen hatte.

Der Anderl traute seinen Augen kaum. Er rieb sie ein paarmal recht kräftig mit dem Ärmel seines Janggers. Aber er sah nichts andres. Da oben glitzerte es. Blitzte auf und verschwand wieder. Wie der Schein einer Laterne war es gewesen. Eine Weile blieb der Anderl stehen und sah angestrengt nach der gleichen Richtung. Wieder ein blitzartiges Aufleuchten. Dann Dunkelheit.

„Wird epper[1]) oaner hoamgiahn!" sagte der Anderl zu sich selber. Es ließ ihm aber doch keine Ruhe. Ganz unwillkürlich ging er der Richtung des Lichtes

[1]) etwa.

nach, das von Zeit zu Zeit immer wieder aufflackerte.

„Jatz kenn' i mi nimmer aus!" sprach der Anderl halblaut und kopfschüttelnd vor sich hin. „Wann oaner giahn tät', nachher müasset si dös Liachtl do bewegen. Dö Sakra werden do nit . . ."

Nicht einmal zu Ende vermochte der Mesner Anderl den Satz zu sprechen, so eine Wut erfaßte ihn. Jetzt hatte er tatsächlich das Vergnügen, bei geschlagener Nacht und bei aller Bärenkälte da hinaufzukraxeln. Dem verdächtigen Lichtschimmer nicht nachzuspüren, brachte der Anderl nicht über sein Gewissen.

So stieg er denn, innerlich vor Wut kochend, den schneeigen Pfad entlang. Je näher er kam, desto deutlicher sah der Anderl den verdächtigen Lichtschein. Und jetzt konnte er bereits bei dem hellen Mondlicht unterscheiden, woher der Schein kam.

Ganz deutlich sah er es. Von dem halbverfallenen Stadel des Mitterer-Bauern kam es. Musik hörte er auch schon. Ganz von fern. Und einen Lärm hörte er wie von stampfenden Füßen.

„Wartet's nur, Lumpenbande übereinander!" schimpfte der Mesner Anderl verbissen in sich hinein. „Enk werd' i aber einitunken, daß enk's Tanzen ganz g'wiß vergeht! In Kirchenbann lass' i enk tuan! Nimmer eini lass' i enk in die Kirchen, Haderlumpen ver—"

Erschrocken hielt der Anderl inne. Die Lichter aus dem Stadel und die Musik waren mit einem Male

wie weggeblasen — und bei einem Haar wäre ihm ein kräftiger Fluch ausg'rutscht. Und Fluchen, das ist eine Todsünd'! Da kriegt der Teufel Gewalt über einen.

War schon öfters vorgekommen, daß der Teufel einen frommen Menschen für'n Narren hielt, um ihn dann in seine Klauen zu bekommen. Dem Mesner Anderl war es jetzt auf einmal nimmer extra zumute. Wär' er doch gar nicht da heraufgekraxelt mitten in der Nacht! Was gingen denn ihn eigentlich die tanzenden . . .

Den Satz konnte der Anderl nicht mehr fertigdenken. Von rückwärts hatte es ihn angefaßt, plötzlich und mit aller Kraft, und hielt ihn fest. Verband ihm die Augen und schleifte ihn nach vorwärts. Ein, zwei, drei, vier Fäuste. Starke, eisenstarke Fäuste.

Den Anderl überlief es kalt. Es verschlug ihm die Stimme. Das war alles so überraschend und geheimnisvoll über ihn gekommen, daß er sich gar nicht zur Wehr setzen konnte.

Er war wie betäubt. Wußte nicht, wie viele da waren, die ihn jetzt gewaltsam fortschleiften. Traute sich im ersten Schreck gar nicht zu rühren und kam nicht früher zur Besinnung, bevor man ihn durch die enge niedere Eingangstür in den Stadel stieß.

Drinnen war es stockdunkel. Die Binde war wieder von seinen Augen entfernt worden. Der Anderl sah aber trotzdem nichts und hörte auch nichts. Alles war mäuserlstill. Er fühlte sich nur von unsichtbaren Kräften festgehalten und wußte nicht: war das jetzt Wirklichkeit oder Zauberei?

„Laßt's mi aus!“ brüllte er nun und versuchte sich mit aller Gewalt loszureißen. „I kenn' enk schon! I woaß schon, wer ös seid's! I zoag' enk an! Zu die Schandarmen geh' i! Eing'sperrt werdet's ös...“

Da tauchte auf einmal eine große, riesengroße weiße Gestalt knapp vor ihm auf. In der Dunkelheit erschien sie dem entsetzten Anderl noch größer und unheimlicher. „Andreas Klumperer!“ sagte eine tiefe Stimme. „Von wem sprichst du?“

Dem Anderl stiegen buchstäblich alle Haare zu Berge. Wie aus einer Grabesgruft kommend erschien ihm die Stimme. „I kenn' enk schon...“ stotterte er zähneklappernd. „I zoag' enk an. Den Schandarmen sag' i...“

„Andreas Klumperer,“ fragte die weiße Riesengestalt nun ganz langsam, „warum störst du uns?“

„I... i...“ stotterte der Anderl, dem vor Angst dicke Schweißperlen auf der Stirn standen. „Der Herr Pfarrer... Laßt's mi aus, sag' i!“ brüllte er fast keuchend. „Laßt's mi aus! I kenn' enk! I...“

„Du kennscht uns nicht!“ sprach die Gestalt in befehlendem Ton. „Aber du wirscht uns kennen lernen!“

Eine zweite, ebenso große weiße Gestalt tauchte jetzt im Dunkel neben der ersten auf.

„Du sollscht gerichtet werden!“ sagte die erste große Gestalt. „Komm!“ befahl sie barsch.

Dann zogen sie den Mesner Anderl gewaltsam in die Mitte des Stadels. Ein wüster Lärm erhob sich.

Brüllen und Schreien in dem undurchdringlichen Dunkel. Auch das Rasseln von Ketten hörte der Anderl knapp neben sich. Und ein heißes Pfauchen glaubte er zu fühlen, glühend heiß.

„Du sollscht gerichtet werden!" sagte die unheimliche Stimme nun neuerdings. „Komm!"

Der Mesner Anderl sah nichts als die beiden weißen Gestalten. Aber er fühlte, daß viele unsichtbare Menschen um ihn sein mußten. Eine abergläubische Angst sagte ihm, daß das auch Gespenster sein könnten, Geister von Abgeschiedenen, die ihre ewige Ruhe noch nicht hatten finden können und in dem alten, zerfallenen Stadel ihr Unwesen trieben. Man hörte gar vieles im Tal erzählen von solchen Geistern.

Er schien nun vor dem unsichtbaren Richterstuhl angelangt zu sein, denn auf einmal entstand lautlose Stille. Dem Anderl stieg was in die Nase. Es war der scharfe Geruch von Schnaps.

„Ös! I kenn' enk!" schrie er, indem er neuen Mut schöpfte. „Für'n Narren halten wollt's mi! Geister trinken koan Schnaps!"

„Du hascht uns geschtört!" sagte eine andre hohle Stimme aus dem Dunkel. „Du trinkscht iatz Schnaps!"

Ein fürchterliches Getrampel erhob sich von neuem, vermischt mit Brüllen, Schreien und Kettengerassel. Dann gossen unsichtbare Gestalten dem Anderl Schnaps ein. Er wehrte sich verzweifelt, schrie, bat, flehte, bettelte, winselte. Es half nichts. Er mußte trinken.

„Jatz isch es genuag!“ befahl die hohle Stimme aus dem Dunkel. „Jatz wird getanzt!“

Dem Anderl war von dem Schnapsgenuß ganz schwindlig. „Laßt's mi aus!“ flehte er kläglich. „Seid's, wer's wollt's! Laßt's mi aus! I stirb ja no! I derpack's nimmer!“

Alles Betteln half nichts. Im wilden Wirbel wurde er gedreht, von kräftigen Männerfäusten umfaßt. Von einem Arm flog er in den andern, immer schneller, immer wilder.

„Laßt's mi aus! I bitt' enk! I zoag' enk nit an! Wenn's Geister seid's, i bet' enk alle Tag' an Rosenkranz, solang i leb'! I geh' wallfahrten . . . i . . . Alle guaten Geister loben Gott den Herrn!“ fiel ihm plötzlich der beschwörende Spruch ein.

„Wir sein koane guaten Geischter! Und wir brauchen koan Rosenkranz!“ kam es dumpf aus dem Dunkel.

„Jessas! Jessas!“ jammerte der Anderl. „Dös sein ja die helliachten Hölltuifl!“

Jetzt wurden die Stöße sanfter, nicht mehr so kräftig. Und die Arme, die den Anderl umfaßt hielten, waren weicher und molliger. Dem Mesner Anderl tat es ganz wohl nach den eisenstarken Griffen, die er bisher zu fühlen bekommen hatte.

Der eingegossene Schnaps tat seine Wirkung. Völlig leicht wurde dem Anderl auf einmal. Immer fester umklammerten ihn die weichen Arme. Von einem Arm flog er in den andern im wilden Tanz. Er konnte kaum mehr schnaufen, so schnell ging das. Sein Kropf machte ihm zu schaffen. Aber es paßte

ihm nicht schlecht. Wenn er nur was hätte sehen können. Es war jedoch stockdunkel.

In dem Kopf des Mesner Anderl wurde es auch schon arg neblig. Unsicher tastete er, so gut es ging, die gespenstigen Gestalten an. Einige davon waren hell. Das glaubte er zu sehen. Kein Zweifel. Es waren richtige Geister, und er war in einen wirklichen Geistertanz geraten. Und aus der Höll' waren sie auch noch, weil sie ihm auf seine Rosenkränze pfiffen.

Solche Dinge gab es also, überlegte er etwas schwerfällig . . . „Aber wär' gar nit so unfein dö G'schicht', wenn man amal besser bekannt wär' mit dö Geister. Dann fassen sie oan ganz wiach[1]) an. Wia die Katzerln."

Das wilde Drehen und Hopsen, das Gestampf und Gebrüll dauerte noch eine Weile. Der Mesner Anderl hatte jetzt schon einen veritabeln Rausch und hopste, brüllte und stampfte brav mit. Flog von einem Arm in den andern und keuchte und rang nach Luft, so gut es sein riesiger Kropf zuließ. Ab und zu versuchte er sogar zu jodeln.

„Jatz isch es genuag!" brüllte eine tiefe Stimme, brüllte mit aller Kraft, so daß sie sogar den wüsten Lärm übertönte.

Im Nu war der Anderl von harten Fäusten unsanft angepackt und zur Tür hinausbefördert.

Wie ein lebloser Ball kollerte er ein Stück den Abhang hinunter. Dann blieb er liegen, ohne sich zu

---

[1]) weich.

rühren. Trotz Kälte und Frost schlief er im Schnee liegend ein.

Am andern Tag fand man den Mesner Anderl schnarchend in der Totenkapelle des kleinen Friedhofs. Dorthin hatten ihn der Grill Hiasl und der Hauser Toni getragen, damit er nicht während der Nacht erfriere.

Aufs Spionieren ließ sich der Mesner Anderl seitdem nicht mehr ein. Ganz kurz und energisch hatte er es dem Herrn Pfarrer gesagt. Denn der Anderl war fest überzeugt, daß es in dem alten Stadel des Mitterer-Bauern geistere, und daß er unter lauter Geistern und mit echten Geistern getanzt habe. Dafür spreche ja schon die Tatsache allein, daß man ihn in der Totenkapelle gefunden habe. Und was für ein frommer Mensch müsse er sein, weil ihm die Hölltuifl nicht kurzweg das G'nack umgedreht hatten. Und recht feine Hölltuifl seien auch darunter gewesen. Völlig schad', daß die mit in der ewigen Pein sein müßten.

Der Mesner Anderl verweigerte entschieden jede Auskunft über Ort und Richtung des Stadels. Da wäre er ja nimmer sicher, auf Weg und Steg von Geistern angepackt zu werden. Er habe mit dem einen Schrecken genug. Ein andermal könnte es ihm vielleicht nicht so glimpflich ausgehen.

Seitdem tanzten die jungen Burschen und Diandeln in ihrem Versteck ungestört weiter. Denn wenn der Herr Pfarrer nicht selber spionieren gehen wollte, dann mußte er eben gute Miene zum bösen Spiel machen.

Der Mesner Anderl war nicht mehr zu haben und

sonst auch niemand im Dorf. Denn wem wäre just viel daran gelegen, mitten in einen Geistertanz zu kommen?

Das Erlebnis des Anderl hatte sich natürlich herumgesprochen und wurde namentlich von den älteren Leuten gern geglaubt. Und von den jungen erst recht. Die waren seitdem die eifrigsten Verfechter des Geistertanzes geworden und trugen überall das Ihrige dazu bei, die gruselige Geschichte, die dem Anderl passiert war, ja recht glaubhaft erscheinen zu lassen und womöglich noch mit verschiedenen fürchterlichen Zutaten auszuschmücken.